

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 31

Illustration: Labyrinth
Autor: Wessum, Jan van

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nächstenliebe

Unruhe kam ins Haus, noch ehe die neuen Mieter eingezogen waren: «Ach, diese Verwaltungsklötze», ächzte meine Nachbarin Lotti, die als Abwart schaltet und waltet, «ich habe ihnen extra gesagt, sie sollen mir nicht wieder

Von Ilse Frank

Ausländer schicken, trotzdem geben sie die Drei-Zimmer-Wohnung einer Tschinggen-Familie!»

Ich versuche längst nicht mehr, der Ergrauten beizubringen, dass Tschinggen Italiener sind. Also schwieg ich, wartete ab, denn dass der Redefluss noch lange nicht in Freudvolleres mündete, dessen war ich sicher. «Anni und Berti im fünften Stock», fuhr die Klage fort, «werden sich schriftlich beschweren, wenn sie der Lärm stört.» «Ihr wisst ja noch gar nicht, ob es laute oder stille Bürger sind», sagte ich tadelnd. «Lasst sie doch anrücken, bevor ihr über sie herzieht!» «Pfff», schnaubte meine Gesprächspartnerin, «den Mann kenne ich seit dreissig Jahren, der war schon als Knirps ein Sürmel.»

Ich ärgerte mich: «Dein Frem-

denhass geht mir auf die Nerven, und die Schwarzseherinnen verstehe ich schlicht nicht. Eine war Fürsorgerin, die andere hat ihr Irmeli allein grossgezogen. Eigentlich dürfte man von solchen Personen, besonders aber von Frauen, mehr Toleranz erwarten.» «Hilf nur wieder den andern – die dich überhaupt nichts angehen!» keifte Lotti. Da verab-schiedete ich mich rasch.

Wenige Tage später wurden mir weitere Schreckensnachrichten überbracht: «Im Eingang stehen ein Trottinett und ein Velöli», berichtete meine Informantin aufgeregt, «die haben bestimmt kleine Kinder. Dabei war der Maler da, um das Logis frisch zu tapezieren. Alles für die Katz!»

Ich unterdrückte eine Erwiderung, verschob Belehrungen auf später. Mir schwante nämlich, dass sich die Lage zuspitzen würde.

Die düstere Ahnung erwies sich als Hellsichtigkeit: «Wie man wäscht, muss ich der Tschinggin noch beibringen; die hat null Ahnung!» raunzte Lotti, als ich ihr nach einer Woche über den Weg lief. Die Maschine sei

nicht geputzt gewesen, der Geldautomat leer, vernahm ich. «Und das dumme Tüpfli versteht erst noch kein Deutsch», entsetzte sich die Nörglerin. Nach einem fruchtlosen Beschwichtigungsversuch schlich ich kleinlaut von dannen.

Eines schönen Morgens begegnete ich der Italienerin, hinter deren Glockenrock sich ein Mädchen und ein Knabe versteckten. Ich grüsste laut, deutlich. Da tönte es hell zurück: «Ciao, ciao!» Das Bübchen reckte seinen Hals, zeigte einen blonden Lockenkopf, liess beim Lachen drei Mausezähne blitzen. Zum Stehlen! dachte ich. Nun wagte sich auch das Schwesterchen aus dem mütterlichen Schutzbereich, hüpfte auf und nieder, wobei seine straffen Zöpfe wippten. «Ich Kindergarten – du nicht?» fragte es, dann unterhielten wir uns eifrig über Tun und Lassen.

Als meine Nachbarin das nächstmal zu einer Schimpftirade ansetzte, unterbrach ich sie: «Die beiden Kleinen sind allerliebste, und die Mama wird sehr sympathisch.» Lottis Antwort war ein mürrisches Brummen.

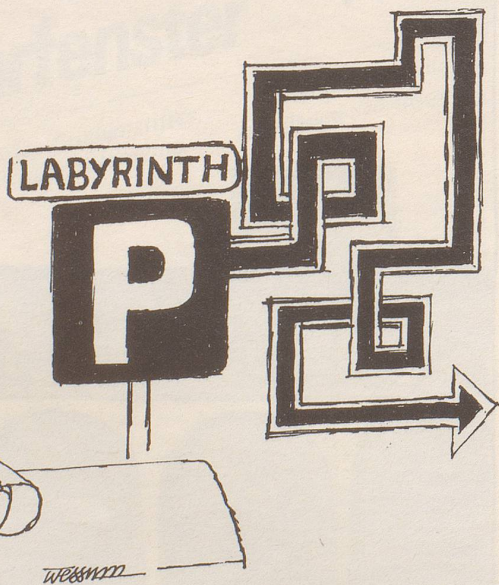
Kurze Zeit herrschte Frieden im Block. Heiter beging die Hauswartin ihren sechzigsten

Geburtstag. Geladen waren Verwandte, Freunde, Bekannte. Ich gehörte zur Festgemeinde. In der guten Stube redeten Scharen wild durcheinander. Plötzlich schrillte das Telefon. «Bei den Tschinggen geht es wieder einmal hoch her», verkündete die Jubilarin, die eben den Hörer eingehängt hatte. «Eine Mieterin regt sich furchtbar auf.» «Warum denn?» forschte die älteste Anwesende, «nach dem Zvieri will bestimmt niemand schlafen. Nimm mich wunder, was man bei euch überhaupt darf.»

Ich strahlte, hoffte, diese Rede mache meiner ewigen Kontrahentin Eindruck. Dass ich mir zuviel versprochen hatte, merkte ich bald. Das Lamento über die «Ungerateten» wurde zu Lottis Dauerthema.

Nun zittere ich dem 1. August entgegen. Fürchte, den Italienern könnte es einfallen, mit Landsleuten auf die gemeinsame Wahlheimat anzustossen. Das würde von Lotti und ihren Gesinnungsgenossinnen bestimmt als Sakrileg empfunden. Im Rütli rausch lieben sie die Nächsten anderer Nationalität wohl eher weniger denn mehr als sonst.

Heil dir, Helvetia, hast noch der Töchter ja ...



Lächle, Bajazzo

Nach einem kleinen Spaziergang wollte ich in mein Zimmer im dritten Stock gehen, mit Aussicht nach weit und breit. Doch mich zog es ins Bett – ohne Aussicht. Müden Schrittes, meine

Krankheit noch in mir spürend, trat ich durch die schwere Eingangstür des Kurhauses und blickte mich in der Eingangshalle um. «Sie, hallo!» tönte es aus einer Gruppe von Frauen beim Fenster vorn. Meinten sie mich? Eben noch dachte ich: Kein Mensch kennt mich, weiss von meiner Krankheit, ich möchte

nach Hause. Mich verkriechen. Schlafen. Vergessen.

«Kommen Sie doch! Haben Sie keine Strickarbeit? So so, Sie haben eine. Wo ist sie denn? Stricken Sie ganz allein?» Die Frauen sprachen auf mich ein, lachten und bewegten die Nadeln. «Etwa im Bett? So wird man nicht gesund. Holen Sie das Zeug, und zeigen Sie uns, was Sie können!» Alle lachten, sahen mich aufmunternd an.

Mitten drin war ich im Nu. Ich war eine besondere Attraktion, weil ich Socken strickte und mühelos die Ferse herzaubern konnte. Immer wieder wurde ein Polstersessel in den Kreis geschoben. Wer nicht strickte, musste dichten helfen.

Beim Nachtessen im grossen Saal nickte ich lächelnd nach links und rechts meinen neuen Bekannten zu. Schon war ich nicht mehr fremd. Mein Selbstmitleid schwand. Ich war dankbar, zur Erholung weilen zu können.

Mit Tränen kämpfend, sass mir eine junge Frau am Tisch gegen-

über. Vorher hatte ich sie nicht beachtet. Froh gemacht durch die Strickrunde, fragte ich sie nach dem Grund ihrer Traurigkeit. Die andere Frau am Tisch, der Herr neben mir, alle sprachen wir miteinander. Wir kannten uns noch nicht, aber wir hatten ein Lächeln füreinander.

Jeder Tag brachte Gelegenheit, einen andern Menschen anzulächeln und dadurch ein Schicksal erträglicher zu machen.

Die strickenden Frauen wurden manchem Heimweh Meister, verbitterte Mienen hellten sich auf. Freude und Dankbarkeit breiteten sich aus. Aller Lächeln wurde soviel wert wie die teuren Therapien, die man im Untergeschoss anwandte.

Im Kurhaus steckte das Lächeln an, erleichterte manchem bleichen Ankömmling den Anfang. – Und erschwerte das Heimgehen.

Wir beschlossen, einen neuen Beruf zu «erfinden». Damit wollten wir die Krankenkassen sanieren, Ärzte von den vielen Therapieerordnungen abhalten, Kur-